

Selbstverständlich wollen wir geliebt werden,

liebe Kolleginnen und Kollegen,

aber warum denn ausgerechnet von der Presse?

Und da sie uns nicht liebt, sind zahlreiche Kolleginnen und Kollegen hin und her gerissen zwischen: „Oh weh, die berichten nicht über uns“ und „Oh weh, die berichten über uns“. Eine spannungsreiche, überwiegend wenig beglückende Beziehung eben.

Dabei könnte das Verhältnis zwischen Soziologie und Presse doch so einfach sein. Man geht miteinander um und behält im Kopf, dass sich dabei zwei Systeme berühren, die nach unterschiedlichen Logiken operieren. So viel Systemtheorie ist jedenfalls empfehlenswert. Und gerade über diesen Umweg lässt sich dann fragen, ob die Unterschiede tatsächlich gar so groß sind. Vielleicht kann das den Blick dafür schärfen, dass Probleme zwischen Soziologie und Presse weniger an den Unterschieden, sondern eher an den Gemeinsamkeiten liegen.

Was machen Journalisten? Rausfinden und darstellen, was in der Gesellschaft Sache ist, Quellen gegen checken; eigene und anderer Leute Vermutungen an der Realität überprüfen; soziale Phänomene in ihren Zusammenhängen interpretieren, überraschende Zusammenhänge herstellen; Entwicklungen extrapolieren, Zukunftstrends abschätzen. Ja, das ist nicht die Terminologie soziologischer Forschungsprogramme, aber darauf kommt es nicht an. Denn immerhin könnte es sein, dass sich dies in soziologische Forschungsterminologie übersetzen lässt, was hieße, dass es gewisse Ähnlichkeiten gibt.

Treten wir dem Gedanken näher, dass es nicht fundamentale Unterschiede, sondern Ähnlichkeiten sind, welche das Verhältnis von Presse und Soziologie kompliziert machen. Genauer: Entscheidend ist, dass die beteiligten Akteure eine gewisse Nähe zueinander wahrnehmen und sich dabei unbehaglich fühlen. Wobei dieses Unbehagen dazu führen könnte, dass man ganz besonders auf Abgrenzung bedacht ist. Bekanntlich wird nirgendwo so gestritten wie unter Verwandten.

Und zwar so: Journalisten lesen soziologische Texte als schlecht geschriebenen Journalismus, als Texte, die (für Journalisten höchst ärgerlich, weil beneidenswert) ohne Zeitdruck geschrieben sind. Sie lesen soziologische Texte und finden ihr Vorurteil bestätigt: Die kennen die Welt nicht.

Soziologen lesen journalistische Texte, jedenfalls wenn sie von der Soziologie oder von soziologisch unmittelbar Relevantem handeln, als schludrig geschriebene soziologische Texte und finden ihr Vorurteil bestätigt: Dünnbrettbohrer.

Ich übertreibe um der Klarheit willen.

Was kann man mit dieser Situation machen? Erst mal Fragen an sich selbst stellen: Wer von uns hat schon versucht, seinen Umgang mit den Medien zu professionalisieren? Wer kommt mit seiner Radiostimme, mit seinem Bildschirmbild wirklich klar? So etwas kann man lernen. Dafür gibt es Kurse. In anderen Berufen, bei denen es (auch) darauf ankommt, mit der Presse umzugehen, ist selbstverständlich, dass man den Umgang mit den Medien übt. Wer von uns kann wirklich Sätze in journalistisch vertretbarer Länge formulieren? Wer weiß zum Beispiel, dass man am Ende eines Satzes mit der Stimme oben bleiben und gleich den nächsten anhängen muss, wenn man verhindern will, dass der weggeschnitten wird?

Wir sollten also davon ausgehen, dass es der Soziologie leichter fällt, sich auf die Presse einzustellen (nicht: sich anzupassen!), als umgekehrt. Daraus folgt auch: Ein vernünftiges Verhältnis zur Soziologie zu entwickeln - das müssen die Journalisten schon selbst versuchen. Man kann aber Mutmaßungen darüber anstellen, warum dies heute ein aussichtsreicheres Unternehmen ist als vor zehn, zwanzig Jahren.

Die Universität hat, wie wir wissen, unter anderem auch Enttäuschungen auszuteilen. Ein Studienabbruch ist eine traumatische biographische Erfahrung. Journalismus war lange Zeit ein klassischer Studienabbrecherberuf. Ist eine gewisse Tendenz in Journalistenkreisen, es denen im Elfenbeinturm richtig zu zeigen, wirklich verwunderlich? Die Zeiten haben sich geändert. Der Journalismus in all seinen Sparten hat sich in letzter Zeit deutlich professionalisiert und akademisiert. Es könnte sein, dass das entspanntere Verhältnis der Medien zur Soziologie damit etwas zu tun hat. Dies wäre eine gute Voraussetzung dafür, auch das Verhältnis der Soziologie zu den Medien (weiter) zu entkrampfen, sich bietende Kommunikationschancen wahrzunehmen und die verbleibenden Grenzen der Verständigung mit Interesse und Ironie zu beobachten.

Ihr
Georg Vobruba

PS.: An alle frisch Habilitierten: Teilen Sie uns das freudige Ereignis doch bitte mit. Wir machen daraus eine kurze Meldung im Heft. Es soll Ihr Schaden nicht sein.